Deutsche Fürsten im Felde.

Von Professor Dr. **Richard Graf Du Moulin Eckart**

Copyright by Leipziger Ill. Zeitung 1914.

In einem Aufruf der französischen Royalisten war zu lesen, daß die ungemeine Ueberlegenheit des deutschen Heeres vor allem zurückzuführen sei auf den monarchistischen Geist, der Deutschland beherrsche. Das ist ein wahres Wort, das in dem überwältigenden Treugefühl nicht blos unserer heldenmüthigen Truppen, sondern des ganzen Volkes eine wunderbare, uns freilich ganz selbstverständliche Bestätigung findet. Noch immer hatte das Ausland gewußt, daß unser Reich auf schwachem Grunde stände, und daß ein heftiger Stoß es zu erschüttern, das Band, das Deutschlands Fürsten eint, lockern und lösen könnte. Es war eine der falschen Voraussetzungen, die unsere Feinde irregeleitet haben. Wohl hätten sie wissen können, daß seit den großen und herrlichen Tagen der Reichsgründung dieser Bund immer fester geworden. Sie hätten erkennen müssen, daß die ergreifenden Kundgebungen des Säkularjahres 1913 in der Befreiungshalle bei Kelheim und bei der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig kein leeres Schaugepränge gewesen, sondern der starke Ausdruck eines starken Gefühls, das an die Traditionen der Befreiungskriege anknüpft und das seitdem Erreichte als die Erfüllung des Sehnens und Wünschens von Fürst und Volk empfindet, und daß alle entschlossen, das Geschaffene bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Nun kam der Augenblick, dies zu beweisen. Und der Ruf des Kaisers fand alle auf dem Plan. Der Geist dieses Krieges, der unsere Nation entflammte wie nie zuvor, der ihr den Drang des höchsten Opfermuthes weckte, war im Palast ebenso rege wie in der Hütte, und der Gedanke von dem Volk in Waffen wurde von den deutschen Fürstenhäusern in seiner ganzen Größe und Bedeutung erfaßt. Sie alle haben eine kriegerische Vergangenheit. Von ihren in ferne Vergangenheit zurückführenden Anfängen war das Heldenthum ihre schönste Zier und Ursache und Grund ihres Wachsthums. Auf allen Schlachtfeldern Europas haben ihre Söhne gestritten und geblutet. Sage und Geschichte sind von der Kunde fürstlicher Tapferkeit erfüllt. Aber jetzt haben sie alle den Blick auf das eine gemeinsame Ziel gerichtet. Und in dem Kriege, in dem gekämpft wird um Sein und Nichtsein des Reiches, ja des deutschen Volkes überhaupt, da sehen wir die fürstlichen Geschlechter wie in den Tagen der Völkerwanderung in den Reihen des Heerbanns kämpfen. Nicht als Glieder des Großen Hauptquartiers, als prunkende, aber thatlose Zuschauer sind sie in's Feld gerückt, als glänzende Suite ihres obersten Kriegsherren, sondern im Drange edelsten Pflichtgefühls und bereit, an jeder Stelle zu wirken, an die sie gestellt werden, Noth und Tod mit ihren Soldaten zu theilen. Giebt doch der Kaiser selbst das glänzendste Beispiel edelster Pflichterfüllung. Es ist ein herrliches Bild, wie er auszieht, mit seinen Söhnen, die, der alten Zollern'schen Tradition getreu, mit ihren Truppentheilen kämpfen, den Anstrengungen und Gefahren des Krieges ausgesetzt wie jeder deutsche Soldat. Und ebenso sein Schwiegersohn, der junge Herzog von Braunschweig. Allen seinen Brüdern voran der Kronprinz, der anfänglich bestimmt war, die 1. Gardedivision zu führen, dann aber die Leitung einer Armee erhielt. Mit Freuden sah das deutsche Volk, wie er sofort den Sieg an seine Fahnen zu fesseln wußte. Nach kurzen Tagen des Krieges hieß er schon der Sieger von Longwy. Und dabei hat er nicht bloß den Blick auf den Feind gerichtet, sondern als ein echter Führer auch auf das Wohl und Wehe seiner braven Truppen, und sein Ruf in die Heimath giebt dem Liebeswerke Wink und Richtung. Aber auch seine Brüder stehen vor dem Feind. Prinz Eitel Friedrich führt das 1. Garderegiment zu Fuß und Prinz Oskar hat an der Spitze seiner Königsgrenadiere sich schon den ersten Lorbeer verdient. Und nicht genug. Seiner Truppe voranstürmend, alle Gefahren und Strapazen mit ihnen theilend, hat er gekämpft bis zur Erschöpfung. An schwerer Herzschwäche erkrankt, mußte er zurück nach Metz. Es war rührend, wie ihn der kaiserliche Vater dort besuchte, an der Thür des Krankenzimmers empfangen von der Pflegerin, der jungen Gemahlin des Prinzen. Da hat er ihm zu dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse, das er sich schon verdient, die erste Klasse verliehen. Prinz August Wilhelm ist als Oberstleutnant mit in's Feld. Ein schönes und rührendes Bild war es, wie der junge Prinz Adalbert sich mit seiner lieblichen Braut, Adelheid von Sachsen-Meiningen, trauen ließ — eine Nothtrauung wie so viele Tausende — und dann zurückeilte zu seinem Kommando. Prinz Joachim hat schon für das Vaterland geblutet; der jugendliche Held freut sich der empfangenen Wunde, die seinen Muth nur neubelebt. Es ist der alte Geist, der sich hier in so schöner Weise zeigt. Man wird unwillkürlich an die Mahnung erinnert, die die Königin Luise in schwerster Zeit an ihre jugendlichen Söhne gerichtet hat, sie sollten das Vaterland zu befreien suchen von dem feindlichen Joch oder den Tod in der Schlacht suchen, wie Louis Ferdinand ihn gestorben. Aber die Zeiten sind anders geworden. Der Feind fand uns einig und stark. Und wir alle wissen, wie müssen siegen. Und wir werden es, wie lange auch der Kampf währen mag.

Neben dem Deutschen Kronprinzen wird der bayrische mit herzlicher Begeisterung genannt. Nach den Tagen der Erwartung ward uns die Kunde von dem Siege bei Metz, der, blutig errungen, den größten Erfolgen des Krieges 1870—71 gleichzustellen ist. Und er hat in dieser großen Zeit seine sittliche Größe bewährt. Während er mitten im Kampfe stand, ereilte ihn die Nachricht von dem Heimgang seines Sohnes Luitpold. Aber während in ganz Deutschland diese Kunde Schmerz und Mitgefühl weckte, preßte er die Hand auf das tief getroffene Vaterherz. „Die Pflicht heischt jetzt handeln und nicht trauern", schrieb er nach Hause, ein Wort, das ihm viele, die wie er dem Tode sein Theuerstes gegeben, nachsprechen und nachfühlen werden. Der König selbst, der in's Feld zu seinen Truppen geeilt, war heimgekehrt, um die kleine Leiche der Gruft zu übergeben. Er lebte mit den Söhnen seines Landes und dem ganzen deutschen Heere die großen Tage mit, fest und treu, in väterlicher Sorge und in freudigem Stolz auf seine Bayern, deren Ruhm so laut und ungetheilt erklingt. Auch sein Sohn Franz führte tapfer sein Regiment, bis ihn ein Schrappnellschuß kampfunfähig machte. So kehrte er mit den vielen anderen verwundeten Kämpfern zurück in die Heimath, wo er nach glücklich verlaufener Operation der Heilung ungeduldig entgegensieht, um, wie er selbst es gesagt, sobald es nur einigermaßen geht, in's Feld zurückzukehren. Dem Fernen hatte die liebliche Gemahlin ein Töchterchen geschenkt. Die übrigen Prinzen des bayrischen Königshauses sind fast alle mit in's Feld gezogen. Prinz Heinrich, der Sohn des Prinzen Arnulf, der sich im Jahre 1870 in so hervorragender Weise ausgezeichnet, war einer der ersten, die in's Feuer gekommen. Mit seiner Eskadron hat er jene kühne Attacke geritten und, ob ihm der Säbel im heftigen Handgemenge vom feindlichen Hiebe zerbrach, eine feindliche Abtheilung vernichtet. Während Prinz Konrad bei den schweren Reitern, Prinz Adalbert im 1. Feldartillerieregiment, Herzog Ludwig Wilhelm bei den dritten Chevauxlegers dient, ist Prinz Georg Führer im Freiwilligen Automobilkorps, und Prinz Ludwig Ferdinand wirkt als Militärarzt. Alle Prinzen haben sich, selbst die älteren, um Verwendung beworben. Auch die Mitglieder des württembergischen Königshauses sind mit Ausnahme des greisen Herzogs Philipp sämmtlich in den Krieg gezogen, vor allem der Thronfolger mit seinen drei Söhnen. Herzog Robert führt eine Brigade, Herzog Ulrich ein Regiment, Herzog Wilhelm von Urach eine Division. Unter ihm dient sein Sohn Wilhelm als Leutnant. Hoch klingt der Name des Herzogs Albrecht von Württemberg, des Siegers von Neufchateau, den wir jetzt mit seiner Armee im heftigen Ringen wissen. Mit außerordentlicher Bravour hat er dem überlegenen Gegner gegenüber den Maasübergang forcirt. Dort an der Maas haben auch der sächsische Kronprinz und sein Bruder Friedrich Christian die Feuertaufe empfangen. Prinz Max, der Priester, der am Cölner Seminar als Professor wirkte, ist als Seelsorger mit in den Krieg gezogen. Sofort nach der Mobilmachung ist er mitten unter den sächsischen Gestellungspflichtigen in einem Abtheil dritter Klasse nach Dresden gefahren, um sich zur Verfügung zu stellen. Drängt es doch alle hinaus in's Feld. Prinz Max von Baden steht bei dem 14. Armeekorps. Es war sein Wunsch, die Badener nach Frankreich zu begleiten. Auch den Großherzog von Hessen litt es nicht zu Hause. Er bat den Kaiser, mit seinen Truppen an dem Kampfe theilnehmen zu dürfen. Und sein Wunsch ging in vollem Maße in Erfüllung. In einem Brief an seine Gemahlin schildert er anschaulich ein Waldgefecht, an dem er theilnahm. „Man erlebt zuviel", sagte er darin, „der Tod wird Nebensache." Und rühmend nennt er den Prinzen Friedrich Karl von Hessen: „Friedrich ist ein Held, seine Leute begeisternd, immer voran." Und in der That hat sich dieser das Eiserne Kreuz erster Klasse in glänzender Weise verdient. Als dem verwundeten Fahnenträger die Fahne entsank, ergriff er sie und stürmte seinen Leuten voran eine Anhöhe hinauf, bis auch er, schwer getroffen, zusammenbrach. Er ward nach Lavel in's Lazarett gebracht, wo er das Wiedersehen mit seinem Sohne Friedrich Wilhelm feierte, der durch einen Schuß in die Brust verletzt war. So werden Vater und Sohn gemeinsam gepflegt. Von erschütternder Tragik ist das Schicksal des meiningenschen Hauses. Prinz Friedrich von Meiningen, der Schwiegervater des Prinzen Adalbert von Preußen, zog mit seinen Söhnen Georg und Ernst, wenige Tage, nachdem er seine silberne Hochzeit gefeiert hatte, in's Feld. Aber er sollte nicht wiederkehren. Ein Granatschuß hat ihn getödtet. Auch Prinz Ernst ist todt und hat ein Heldengrab in französischer Erde gefunden. Schwerverwundet ward er in die Festung Maubeuge gebracht. Als die trotzige fiel, da hoffte man ihn zu finden und zu befreien. Aber er war schon todt. Er hatte als letzten Wunsch geäußert, nicht in der Fürstengruft, sondern mit seinen Soldaten eingescharrt zu werden. „Grüßet mir meinen Kaiser", das war das letzte Wort, das er schrieb. Auch das lippe'sche Geschlecht hat dem Vaterlande schweren Tribut von Blut gebracht. Prinz Friedrich Wilhelm fiel als Oberst mit der Fahne seines Regiments schon in den ersten Tagen des Ringens. Und bald folgte ihm am 28. August Prinz Ernst. Der Fürst zu Schaumburg-Lippe übernahm das Kommando über das 14. Husarenregiment, ohne Rücksicht auf seinen früheren militärischen Rang. Das gleiche that der Herzog Ernst II. von Sachsen-Altenburg, der als Generalleutnant das Infanterie-Regiment Nr. 153 führt. Begeistert, wie er seine Landeskinder zum Kampfe für Deutschland aufrief, eilte er selbst auf den Kriegsschauplatz nach Belgien. Er schildert die Leistungen und Strapazen seiner Leute in einem Feldpostbrief: „Das sind Märsche, wie sie bisher in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesen sind . . . Das Regiment hat mehrmals 50 Kilometer als Tagesleistung zu verzeichnen . . . Es hat sich glänzend geschlagen und ist trotz der kolossalen Anstrengungen in bester Stimmung und kampfesfreudig. Ich war an diesem Tage dauernd im schwersten Gewehr- und Geschützfeuer. Seitdem giebt es fast täglich kleine Gefechte und riesige Märsche; der Feind läuft mit Siebenmeilenstiefeln vor uns her . . . Am 26. August . . . sollte ich mit dem Regiment über eine Brücke, um eine Stellung zum Schutze eines Brückenbaues einzunehmen; die Brücke war aber, wie wir rechtzeitig feststellten, mit Minen belegt — 20 Minuten darauf flog sie in die Luft." Und wie die Gefahren, so theilt er alle Mühen mit seinen Soldaten. Er rastet mit ihnen auf einem Stoppelfeld, ißt mit ihnen gemeinsam aus der Feldküche und entbehrt wie sie oft genug des bequemen Lagers. Und wie der liebenswürdige Herzog, so finden wir noch viele andere regierende Fürsten im Felde: die Großherzöge von Mecklenburg, von Sachsen-Weimar und von Oldenburg, den Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha. Fürst Karl Anton steht beim Generalkommando des 9. Armeekorps, und Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein hat sich in getreuer Anhänglichkeit seinen Holsteinern zutheilen lassen.

Deutschland steht im Feld! Von der Fabrik und vom Pflug ist jeder dem Rufe zur Fahne gefolgt. Keiner ist zurückgeblieben. Im Gegentheil. Ueber zwei Millionen haben sich freiwillig gemeldet, und diejenigen, die abgewiesen werden mußten, sehen traurig den Ausziehenden nach. Und wie der Aermste, so thun die Fürsten und ihre Söhne ihre Pflicht. Und mehr als das. So mag uns das Ausland befehden und schmähen, es muß doch den gewaltigen Zug erkennen, der durch unser ganzes Volk geht, das in den Kampf zieht wie eine große, ungeheure Sippe. In der That, wie eine große Familie mutet uns die Nation an, die ihr Recht verficht und ihre Existenz. Alles Trennende ist geschwunden und bleibt es, solange uns noch ein Feind bedroht. Und unsere Fürstengeschlechter erscheinen erfüllt von der Weihe des großen Augenblicks. Sie stehen in der Zeit als die Träger des großen und heiligen Gedenkens der Pflicht: als Vorkämpfer und Mitkämpfer, getreu bis in den Tod!

Die Türken und der Weltkrieg.

Von **Hakki Bei.***)

Wir haben wohl bisher nur gedacht, daß die Pflege der türkischen Freundschaft lediglich als ein Geschäft, eine Förderung von Gewinninteresse zu verstehen sei. Der neueste Hauptabschnitt der Weltgeschichte, den wir mitzuerleben das Glück haben, zeigt, daß weise anständige Kulturpolitik die Saat ganz einwandfreier kulturmoralischer Werthe jetzt reifen läßt. Auch der politische Werth der türkischen Freundschaft ist jedem klar geworden und man fragt sich mit Recht, ob die gegenwärtige türkische Regierung in richtiger Würdigung der gegenwärtigen Weltlage, diejenige klare und unzweideutige Haltung einnehmen wird, die ihr die Sorge um die Zukunft der Türkei als absolut gebieterische Pflicht erscheinen lassen müßte.

Vom realpolitischen Standpunkt kann der Werth der türkischen Freundschaft nur dadurch gesteigert werden, daß man der Türkei Zeit und Gelegenheit giebt, stark zu werden. Das hat Deutschland zu jeder Zeit nach Möglichkeit gethan. Was zu unseren gunsten nicht geschah, wurde mit Rücksicht auf den drohenden Weltkrieg unterlassen. Der in der ganzen mohammedanischen Welt hochverehrte Deutsche Kaiser muß darüber einen demüthigen tiefen Schmerz empfunden haben, daß er nach dem Rückzug von Agadir und nach den von da ab der mohammedanischen Welt geschlagenen Wunden als ein zwar starker, aber unkonsequenter Freund der Mohammedaner gelten mußte. Alle die bekannten Kundgebungen zu Gunsten der Türkei und der Mohammedaner überhaupt, hatten starke Hoffnungen erweckt, und man hatte überall so gut wie möglich Deutschland den Weg geebnet. Es gab eine Zeit, wo der Kalif dadurch einen bedeutend höheren Einfluß erlangte, daß der Deutsche Kaiser sein moralisch vor aller Welt engagirter Freund war. Die Haltung des Erbfeindes Rußland, die Perfidie Englands, die Habgier des in Syrien sich schamlosester Weise breitmachenden Frankreich, zwangen jedoch Deutschland, das noch seine Flotte aufbauen mußte, zum vorläufigen Rückzuge, und dieser Rückzug allein war schon für uns von katastrophaler Wirkung.

Um den heutigen Weltkrieg möglichst hinauszuschieben, sah man zu, wie wir von einer Rußland gehorchenden Koalition mitten in unserer Reorganisationsarbeit überfallen wurden. Kaum hatten wir den größten Theil unserer europäischen Besitzungen verloren, und dadurch z. B. den Größenwahn Serbiens in's Unermeßliche gesteigert, so sprach man schon zum ersten Mal von einer kleinasiatischen Frage, während es offenkundig wurde, daß Rußland die sogenannten ostanatolischen Provinzen, England den persischen Golf mit Hinterland, Frankreich Syrien sich für die nächste Zukunft reservirten.

Da man, bei einem solchen Vorgehen des Dreiverbandes, die in deutschem Interesse liegende starke Türkei aus verständlicher Abneigung vom Weltkrieg, nicht schaffen zu können vermeinte, scherten sich die Dreibundgenossen sogenannte Arbeitszonen. Bei dieser Gelegenheit nahm es sich sehr seltsam aus und wirkte besonders verstimmend, daß die Bundesgenossen Deutschlands Ansprüche geltend machten, die keineswegs durch friedliche Durchdringung des Landes, durch geeignete Unternehmungen, wirthschaftlich gerechtfertigt erschienen. Man rettete eben was man konnte, weil man den Weltkrieg vermeiden wollte, und Deutschland begnügte sich damit, die Interessen der großen deutschen Unternehmungen durch internationale Abmachungen und Konzessionen sicherzustellen. Hand in Hand damit ging eine defensive Haltung in der Wahrung der türkischen Unabhängigkeit, so gut wie es eben ohne starke Mittel ging.

Die soundsooft und bei Wahrnehmung so wichtiger Weltinteressen bewiesene Friedensliebe Deutschlands bis zum Aeußersten hatte die Anmaßung des Dreiverbandes mit jedem Tage gesteigert und zuletzt ganz unerträglich gemacht. Die offene Nichtduldung der deutschen Militärmission war ein Akt von solch empörender Anfeindung in Friedenszeiten, daß man später Mühe haben wird, den Geist, der dies möglich machte, zu erfassen.

Deutschland hat selbstverständlich in erster Linie seine Interessen wahrzunehmen und wir Mohammedaner wissen und sehen heute deutlich, daß Deutschland uns nicht entschiedener hätte helfen können, ohne den jetzt zur Thatsache gewordenen Weltkrieg zu entfesseln. Es ist nur jammerschade, daß dieser unvermeidlich gewesene Krieg so kurze Zeit nach den unermeßlichen Opfern, die uns auferlegt wurden, dennoch ausbrechen mußte.

Der Umstand, daß man uns der russisch-englischen-französischen Zersetzungs- und Raubpolitik gegenüber, nicht mit ganzer Kraft schützte, hat den allgemeinen Frieden nicht erhalten. Wenn wir jetzt endlich Deutschland das Schwert ziehen sehen, so athmen wir erleichtert auf und so schwer und verantwortungsvoll auch die Aufgabe sein mag, fühlen wir, daß wir uns als Ergebnis dieses Krieges eine würdige nationale und staatliche Existenz sichern müssen. Hierzu bietet uns das deutsche Volk ein erhebendes, wunderbares Beispiel.

Es genügt, von Deutschen Pflichterfüllung zu erwarten, um zu sehen, wie mit kaltem Blut, mit erstaunlicher Präzision und eiserner Konsequenz bei möglichst stiller und selbstloser Arbeitsleistung ein jeder seine Kraft für das wunderbar gegliederte Ganze in werthvoller, harmonischer Bethätigung einsetzt. Schon bei leiblicher Führung muß ein solches ernstes Zusammenarbeiten eines großen Volkes eine Wirkung von solch elementarer Gewalt haben, daß auch die genialste feindliche Führung allein daran scheitern müßte. Ein neues Geschlecht, aus der Gußform des modernen Pflichtdeutschen hervorgegangen, wird jetzt selbstverständliche Siege feiern und sicher einmal ganz Europa und die ganze zivilisirte Welt regieren. Der Ruhm, moderne Kultur gegen brutale Barbarei vertheidigt zu haben, wird dasjenige höchste Gut sein, das die ganze Menschheit diesem neuen deutschen Geschlecht zu verdanken haben wird.

Das ist, was wir von deutscher Genauigkeit und Zuverlässigkeit erwarten und für jeden großen und beständigen Erfolg als unbedingte Voraussetzung anerkennen. Daß wir in der Türkei diese Grundsätze von heute auf morgen nicht anwenden können, ist selbstverständlich. Wir sind auch schon trotz unserer großen Geschichte bescheidener geworden, um da mit unserer Arbeit anfangen zu können, wo sie in Wirklichkeit einsetzen muß. Daß wir aber in diesem weltgeschichtlichen Ringen ohne entsprechende Leistung und übermenschliche Opfer um unsere letzten Existenzgründe gebracht werden würden, ist uns allzu klar.

Die Entwicklung der Weltereignisse drängt nach klarer natürlicher Stellungnahme, und wir wissen, daß uns die starke deutsche Hand nunmehr ohne Rücksicht auf mißgünstige Feinde freundschaftlich entgegengestreckt wird. Noch nie weren wir so stark, als wir es jetzt sein kö...n.

Ich bin der Ansicht, daß unsere Regierung die augenblicklich in der Türkei herrschende Volksstimmung nicht außer acht lassen kann. Es handelt sich nicht nur um Rachsucht gegen den erbarmungslosen Erbfeind, sondern außerdem um wahre Begeisterung für eine gerechte Sache. Populäre Männer von der Bedeutung der großen Patrioten Talaat Bei und Enver Pascha werden in großer Zeit auch mit bescheidenen Mitteln Großes vollbringen können. Die ganze deutsche Militärmission und noch einiges mehr stehen der Türkei wie eigener Geist und eigenes Gut und Blut zur Verfügung. Marschall Liman v. Sanders Pascha ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Europa und am Bosporus, und etwa 75 höhere deutsche Offiziere dienen in höchsten Stellen der Armee. Die türkische Flotte, die jetzt durch Deutschlands Entgegenkommen stärker als die russische Flotte im Schwarzen Meere ist, verleiht Konstantinopel den Werth einer gebietenden Operationsbasis.

Es handelt sich ja nur um meine Ueberzeugung als Privatmann und ich glaube daher, daß Rußland uns selbst die jetzige Neutralität niemals verzeihen wird, weil sie nach der geographischen Lage und nach den übrigen Nebenumständen als bewaffnete Maßregelung Rußlands aussieht. Bleibt es jedoch bei dieser Neutralität und helfen wir nicht nach Kräften Rußland so klein und schwach wie möglich zu machen, so müssen wir uns sagen, daß wir uns schon durch unsere jetzige thatsächliche Haltung Rußlands Feindschaft im höchsten Grade zugezogen haben. Die Haltung des Dreiverbandes zeigt dies übrigens schon deutlich. Die Beschlagnahme unserer bis auf die letzte Rate bezahlten Dreadnoughts und Zerstörer in England, die schändliche Behandlung unserer Landsleute in Frankreich u. s. w.

Das starke und große Ministerium in Konstantinopel, das sich aus den stärksten Köpfen der neueren Türkei zusammensetzt, wird zweifellos dem gebotenen Verantwortlichkeitsgefühl entsprechend nach Maßgabe der wahren Interessen des Landes handeln. Ich bin weit entfernt davon, etwa zu glauben, daß die Meinung unverantwortlicher Staatsbürger oder eine ganze Volksstimmung allein maßgebend sein müsse. So wie die Dinge jedoch in der Türkei liegen, ist es ausgeschlossen, daß die öffentliche Meinung, die für entschieden zu bethätigende Deutschfreundschaft ist, außer acht gelassen werden kann.

*) Seit der Veröffentlichung des obigen Artikels, der die Stimmung eines hohen türkischen Beamten schildert, ist die Türkei bekanntlich auf Seite von Deutschland und Oesterreich-Ungarn in den Weltkrieg eingetreten.

Japans moralischer Bankerott.

Von **Viator.**

Daß Japan den Krieg, mit Rußland erfolgreich beenden durfte, verdankt es zu einem nicht kleinen Theile dem allgemeinen Wohlwollen der weißen Rasse. Höfliches und bescheidenes Wesen hatten es erkämpft, die Gabe des Zuhörers, der sich seiner unentwickelten Fähigkeiten bewußt ist und durch treuherzigen Augenaufschlag, durch Gesten der Ergebenheit seinem Lehrer rückhaltlose Aufschlüsse über sich selbst entlockt. Verschwenderisch gibt, wer viel zu geben hat. Europa war froh, aus lang angesammelten Schätzen mittheilen zu können, zumal einem Volke, das wie einstmals nur die Polen enthusiastische Lobreden aller Zungen zu finden das Glück hatte. In's Unüberschbare ist die Literatur über Japan und die Japaner angeschwollen. Kaum einer dieser entzückten Bewunderer hat unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Ritterlichkeit, Treue und Dankbarkeit an erster Stelle des japanischen Moralkanons ständen. „Kokoro", das Buch Lafcadio Hearns vom japanischen Gemüth, vom japanischen Anstand, von der japanischen Seelengröße, hat die Herzen vieler europäischen Menschen bewegt.

Wir wissen aber auch, daß Lafcadio Hearn, dieser glühendste Vertheidiger Japans, in den letzten Jahren seines Lebens eine kleine Schwenkung gemacht hat. Der Glanz, den er gesehen hatte, war langsam abgeblichen; Zweifel stiegen ihm auf, ob Geist und Charakter dem Idealbilde, das er aufgefangen hatte, wirklich entsprächen. Nicht nur ihm waren Zweifel aufgestiegen. Der siegreiche Krieg hatte die japanische Physiognomie verändert; mehr und mehr kam hinter der Maske bescheidener Zurückhaltung das wahre Wesen, rücksichtsloser Eigennutz zum Vorschein. Noch vor dem Frieden von Plymouth wurde von japanischen Krämern in allen Läden Japans vor dem, der es hören wollte, über das Geschick Koreas verhandelt, „und China," fügten sie hinzu, „wird japanische Provinz."

Mittelalterliche Raubritterpolitik, durch diplomatische Winkelzüge schlecht verkleidet, setzte ein, und die lange gebundene asiatische Natur kam in jedem einzelnen wieder zum Durchbruch. Es waren Japaner, die während des Boxerkrieges die hervorragensten Bauwerke Chinas (genannt seien nur die Marmorterrasse des Pai-Ta-Ssu bei Peking) muthwillig zerstörten, Japaner, die wehrlose chinesische Frauen vergewaltigten und viele andere dadurch zum Selbstmord trieben. Noch heute sind ihre Schandthaten von der Bevölkerung der Provinz Tschili nicht vergessen. So dünn war der Anstandsfirnis geworden, daß man es für belanglos hielt, die Ermordung der Kaiserin von Korea abzuleugnen, die von japanischen Soldaten mit Petroleum übergossen und mitsammt ihrem Palast verbrannt wurde. Fürst Itos Ermordung war nur eine magere Quittung für eine lange Kette von Brutalitäten, von den Usurpatoren an einer kindlich harmlosen Bevölkerung verübt.

Das ferne Ausland vernahm infolge der Strenge japanischer Zensur wenig oder nichts von solcher Willkür, sah in dem schmächtigen, seine Ueberzeugungen dem jeweiligen Aufenthaltsorte anpassenden Japaner ein gallertartiges Wesen, das unheimlich genug jeder graden Natur, doch von dem Ruf aller noch nicht ausgestorbener Ritterlichkeit, von dem Ruf feinfühliger, ob auch nicht ganz bodenständiger Kunstleistungen mit einer geheimnisvollen Aureole umkleidet wurde. Freilich, wer diese Nation länger auf's Korn nahm, wer sie jahre-, jahrzehntelang im Lande selbst und in japanischen Kolonien studiren konnte, ließ sich von dem Nimbus, an dem die Japaner nicht weniger eifrig als ihre Bewunderer gewoben, nur einige Zeit blenden. Das erborgte Kleid, erborgt von Indien, China, Europa und Amerika, fiel, und ordinäre Selbstsucht, niggerhafte Anmaßung, Brutalität, primitivster Chauvinismus, durch keinen Hauch von Gerechtigkeitssinn getrübt, traten zu Tage. Die Urtheilssprüche japanischer Gerichte Ausländern gegenüber haben zu oft die Zeitungen beschäftigt, als daß es nöthig wäre, auf sie zu verweisen. Selbst das, was wir orientalischen Völkern als selbstverständliches Ingrediens anerkennend zugestehen, die Formen angeborener Höflichkeit, geriethen in Verfall. Englische Lehrer, die noch vereinzelt in japanischen Schulen thätig sind, klagen seit langem über die Arroganz, das Besserwissenwollen ihrer eigenen Schüler, klagen über ihren völlig veränderten Gesichtsausdruck. Jedem Reisenden fällt er auf. Touristen, die die Menschen Lafcadio Hearns zu finden hofften, kehren nach kurzer Zeit,, degoutirt von dem Zerrbild europäischer und altjapanischer Kultur zurück, das ihnen im Parlament, in den Theatern (das „Imperial-Theater" in Tokio ist ein Musterbeispiel!), auf den Hochschulen, in den Kunst- und Industrieausstellungen entgegentritt. Der niedrige Geschäftssinn, Bestechlichkeit und Parvenuthum, die allenthalben herrschen, im Verein mit dem schon erwähnten unerquicklichen Chauvinismus, treibt schließlich die wärmsten Bewunderer des ehemaligen Japan aus dem Lande. Basil Hall Chamberlain, Professor des Japanischen an der Universität von Tokio und Verfasser des berühmten Buches „Things Japanese", der Bruder Houston Stewarts, erklärte, daß er hoffe, in Japan zu sterben. Nun ist auch er nach einem Aufenthalt von mehreren Jahrzehnten nach Europa zurückgekehrt, desillusionirt am Ende seines Lebens wie Lafcadio Hearn. Männer und Frauen Japans, hat er erklärt, gehörten zwei anders gearteten Rassen an; sie seien verschieden wie Nacht und Tag. Ein deutscher Autor, der seit 15 Jahren sich mit der Erforschung ostasiatischer Kultur beschäftigt und an unserer Kenntnis ihrer Kunstschöpfungen regen Antheil hat, Friedrich Perzynski, schrieb im Jahre 1912: „Heute hat Europa seinen Glauben an die honigsüße und unkomplizirte Romantik, die Pläne von fast abenteuerlicher Machtgier so willkommen verschleierte, bitter bezahlt, und das geschminkte, stereotyp lächelnde Antlitz der Geisha, das ehemalige Wahrzeichen Japans verwandelt sich zu einem unliebenswürdig-höflichen, hinterhältigen Manneskopf, dessen Maske zu deuten vulgäre Begeisterung nicht mehr ausreicht."

Noch schärfer ist desselben Autors Urtheil über japanische Emigranten (veröffentlicht Oktober 1913 in der „Neuen Rundschau"), das wie eine Voraussage modernster japanischer Gewaltpolitik klingt: „Schakale sind sie, die unter allen möglichen Vorwänden das asiatische Festland durchstreifen, um sich aus der Haut der Aermsten ein reichliches und dauerhaftes Wams zurechtzuschneiden. Kein Amerikaner ist gerissener, kein Deutscher brutaler, kein Engländer skrupelloser als diese Menschenpest, die das wie eine Drachenklaue den asiatischen Kontinent umklammernde Inselreich aus einer überzähligen Bevölkerung eiterartig absondert, und keine Physiognomie niedriger von allen Teufeln der Habgier und Tücke sichtbarer gezeichnet als ihre, die des japanischen Emigranten, dem das Wort vom survival of the fittest in monumentalen Lettern auf den Leib geschrieben zu sein scheint."

Das japanische Ultimatum an Deutschland, das von uns die Herausgabe einer blühenden Kolonie fordert wie ein Wegelagerer die Börse eines harmlosen Passanten, bedeutet den Verzicht auf den letzten Schein. Der Abstand zwischen dem, was Japan vorgab zu sein, und dem, als was es sich heute erweist, ein Volk von Räubern, ist so grotesk, daß nach dem ersten Choc der Ueberraschung überall dort, wo die deutsche Zunge klingt (und nicht nur dort) eisige Verachtung sich regt. Setzen sich Staatsmänner wie Graf Okuma, der gegenwärtige Leiter der japanischen Politik, nicht der Lächerlichkeit aus, wenn sie ihre Wegelagererpolitik von heute in Einklang zu bringen versuchen mit ehemals gegebenen emphatischen Versicherungen wie der des Jahres 1897 (im Hause der Abgeordneten gegeben): „Um aber an den Prinzipien der internationalen Gesetze festhalten zu können, muß alle Diplomatie auf Gerechtigkeit begründet sein. Die Macht der Gerechtigkeit ist groß und wird unfehlbar die Sympathie der gesammten Welt auf ihrer Seite haben." Und ferner: „Wir müssen uns einer Diplomatie befleißigen, die, begründet auf Gerechtigkeit, dem internationalen Gesetz angepaßt erscheint."

Wer hört nicht das homerische Gelächter der ganzen gesitteten Welt, wenn in dieser Zeit des japanischen Ultimatums Inazo Nitobes Stimme ertönt, jene feierlichen Worte, die den Kanon des japanischen Edelmannes „Bushido" einleiten: „Die Ritterlichkeit ist eine Blume, die auf dem Boden Japans ebenso einheimisch ist wie ihr Zeichen, die Kirschblüthe. Sie ist unter uns ein noch lebendiges Wesen von Kraft und Schönheit, und wenn sie auch keine greifbare Form und Gestalt annimmt, so durchdringt sie nichtsdestoweniger die Atmosphäre unserer Moral und zeigt uns, daß wir noch unter ihrem mächtigen Zauber stehen."

Der japanische Samurai, die japanische Moral sind todt, waren nur Attrappen. Man hat sich mit ethischen Prinzipien, Prinzipien Chinas und Europas drapirt, um über die innere Fäulnis hinwegzutäuschen, hat unsere sittlichen Forderungen wie ein nützliches Kleid übernommen, aber ihren Sinn genau so begriffen, wie die schwarzweißen Einjährigenschnüre, die man als Abzeichen für die japanische Uniform übernahm. Vielleicht haben Lauterkeit, Geistesadel, Höflichkeit einmal in Japan existirt. Parvenuthum, das aus dem lange durch Privilegienbeschränkung eingedämmten Kaufmannsstande nun ungehemmt emporgekrochen ist und Kunst, Volksleben und auch die Politik überwuchert, scheint den letzten Rest öffentlichen Anstandes erstickt zu haben.

Wie es im Großen Hauptquartier aussieht.

Zu Beginn des Krieges sind vielfach die abenteuerlichsten Geschichten über das Leben und Treiben im Großen Hauptquartier und besonders über Wohnung, Unterkunft und Verpflegung des Kaisers erzählt worden, so daß es angezeigt erscheint, darüber etwas Authentisches zu hören. Zunächst ist besonders dem Mythus entgegenzutreten, als ob der Kaiser sozusagen unter freiem Himmel schlafe oder auch nur gezwungen sei, in einem besonders mitgeführten Wohnhause zu übernachten. Frankreich ist nicht Rußland und je weiter wir nach Westen und Süden vordringen, um so beruhigter können wir wegen der kaiserlichen Unterkunft und damit auch unserer Truppen sein. Denn hier haben nicht wie drüben in Belgien Franktireure gewüthet und damit unsere Truppen zu Strafgerichten über ganze Städte und Dörfer gezwungen. Und was der Krieg selbst zerstörte, kommt kaum in Betracht, soweit es sich um die Unterbringung des Großen Generalquartiers und des größten Theils unserer Truppen handelt. Die müssen allerdings zurzeit, wo es sich schon wochenlang um einen Kampf mit kaum wechselndem Schauplatz handelt, mit Quartieren in zerschossenen Städten und Dörfern, theilweise auch in befestigten Stellungen und auf freiem Felde vorlieb nehmen, aber für das Große Hauptquartier, das immer an die 50 Kilometer und mehr hinter der Front zu bleiben gezwungen ist, spielt die Wohnungs- und Verpflegungsfrage — vorläufig wenigstens — noch keine Rolle. Gegenwärtig befindet es sich in einer Stadt Frankreichs, die an die 20,000 Einwohner zählt und sehr wohlhabend ist. Das beweisen die reichen Kaufläden, zahlreiche Juwelier- und elegante Damenmodegeschäfte und schließlich mehrere Filialen großer Pariser Banken. Allerdings ist der größte Theil dieser Geschäfte von ihren Inhabern verlassen, wie denn auch viele gutsituirte Einwohner thörichterweise beim Anmarsch unserer Truppen geflohen sind, weil der Bürgermeister in einer noch an den Straßenecken klebenden Bekanntmachung die eilige Flucht der Einwohner nahegelegt hatte. Aber nachdem sie gehört haben, wie friedlich und ruhig hier alles zugeht und was für gute Geschäfte die zurückgebliebenen Kaufleute mit den zirka 1500 Mitgliedern des Großen Hauptquartiers machen, kehren sie mehr und mehr zurück, und bald wird die Stadt ihr gewöhnliches Aussehen wieder angenommen haben. — Die Anwesenheit des Oberhauptes des Deutschen Reiches in ihrer Stadt ist natürlich den Einwohnern bekannt und so finden sie sich täglich neugierig in der Umgebung des Quartiers ein, das vom Oberhofmarschallamt unter dem Befehl des Oberhofmarschalls Freiherrn von Reischach für den Kaiser hergerichtet worden ist. Mit allen Dienststellen in der Stadt steht der Kaiser in direkter telephonischer Verbindung, da unsere Feldpostverwaltung es als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet hat, zunächst die theilweise zerstörten Telephon- und Telegraphenleitungen wiederherzustellen. Auch ist Wasser, Gas und sogar elektrisches Licht vorhanden, und ein täglicher Autorelaisdienst über Luxemburg—Köln bringt die Kuriere innerhalb dreier Tage nach Berlin und zurück. Außerdem besteht selbstverständlich eine direkte Telegraphen- und Telephonverbindung mit der Reichshauptstadt.

Im Gefolge des Kaisers befinden sich neben dem Generalobersten von Plessen die Generalleutnants von Gontard, von Chelius und Freiherr von Marschall, ferner Oberst von Mutius, Oberstleutnant von Hahnke und die Majore von Caprivi, Graf von Moltke und von Hirschfeld. Drei Aerzte und zwar der Generalarzt Dr. von Ilberg, Oberstabsarzt von Niedner und Stabsarzt Dr. Wezel haben den Kaiser in's Große Hauptquartier begleitet und den Beschluß des persönlichen Gefolges bilden der Oberst Prinz Schoenburg und Oberstleutnant Fürst von Pleß.

In dem schönen Geschäftshaus des „Credit Lyonnais", wo sonst fleißige Bankbeamte die Einzahlungen der Kunden entgegennahmen und ein reger Verkehr in Wechseln und Effekten vor sich ging, hat das Militärkabinett seinen Sitz aufgeschlagen. Ihm gehören an neben seinem Chef, dem General Freiherrn von Lyncker, der Oberst Freiherr von Marschall, der Oberstleutnant von Langendorff, die Majore von Hake, von Wehrs, Hoffmann und der Hofrath Steller. — Auch das Marinekabinett hat hier eine Zweigniederlassung gegründet, und zwar durch den Admiral von Müller und den Geh. Hofrath Maßmann. — Das Zivilkabinett vertritt dessen langjähriger Chef Wirkl. Geh. Rath von Valentini, und es gehören ihm außerdem an der Geh. Reg.-Rath Abb und der frühere Gesandte von Treutler. Als Feldprediger des Großen Hauptquartiers fungirt der Geh. Kirchenrath Dr. Goens. Der Kaiserliche Marstall hat ein kleines Heerlager von Reit- und Wagenpferden, sowie Wagen und Automobilen in's Große Hauptquartier entsandt.

An das Kaiserliche Hauptquartier schließt sich unmittelbar der Große Generalstab des Feldheeres an. Hier waltet seines schweren Amtes der Chef, Exzellenz von Moltke. In einem größeren Hotel ist das Kriegsministerium untergebracht. Neben zahlreichen höheren Offizieren aller Waffengattungen arbeiten hier auch die Militärbevollmächtigten der größeren deutschen Bundesstaaten, und zwar für das Königreich Bayern Ritter von Wenninger, für Württemberg Generalleutnant von Graevenitz und für das Königreich Sachsen Freiherr von Leuckart. Oesterreich-Ungarn ist im Großen Hauptquartier durch den Feldmarschalleutnant Grafen Stürgkh und den Oberstleutnant Freiherrn von Bienerth vertreten. — Als Chef des Feldsanitätswesens fungirt der Generalarzt der Armee Professor Dr. von Schierning. Auch die Reichsmilitärjustiz ist vertreten, und zwar durch den bekannten Kriegsgerichtsrath Dr. Selle. — Die ebenfalls in einem schönen Patrizierhaus der inneren Stadt untergebrachte Reichskanzlei leitet natürlich der Reichskanzler Herr von Bethmann-Hollweg persönlich in dieser für das Schicksal des Reiches wichtigsten Zeit. Er wird hier als Generalleutnant geführt, und in seinem Gefolge befinden sich der Botschaftsrath von Mutius und der Legationssekretär Graf Zech. — Das Auswärtige Amt ist durch Herrn von Jagow vertreten, den der preußische Gesandte von Stumm und der Legationsrath von Radowitz hierher begleitet haben. — Die Rolle des Feldoberpostmeisters, die 1870 der unvergeßliche Stephan spielte, hat hier der Geh. Oberpostrath Somizlaff übernommen, während das Amt des Chefs der Feldtelegraphie Generalmajor Balk vom Großen Generalstab versieht. — Die Leitung der politischen Polizei liegt in den Händen des Polizeiraths Kuntze, die der Zentralfeldpolizei in denen des Polizeidirektors Bauer aus Straßburg i. E.

Das Kaiserlich Freiwillige Automobil-Korps befehligt Prinz Waldemar von Preußen. Sein Stabschef ist der bekannte Geh. Kommerzienrath Büxenstein aus Berlin. — Daneben weilen im Großen Hauptquartier noch die Chefs des Feldeisenbahnwesens, der Fußartillerie, des Feldmunitionswesens, der Generalintendantur und der Stab der Marine, deren höchste Spitze in der Person des Großadmirals von Tirpitz selbstverständlich auch im Großen Hauptquartier vertreten ist. Schließlich ist auch der Chef des Ingenieur- und Pionierwesens, die Leitung der Freiwilligen Krankenpflege im Kriege, das Häuflein der ausländischen Militärattachés und das Fähnlein der Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier anwesend.

Paul Schweder, Kriegsberichterstatter.